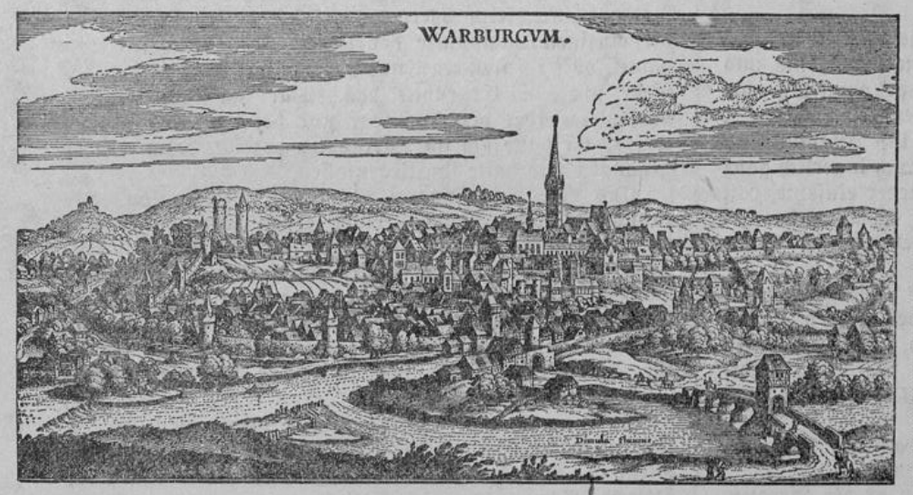
Warburger Warte



Wöchentlich zweimal erscheinende
Unterhaltungsbeilage des Warburger Kreisblattes
die sich besonders der Pflege und Förderung des Heimatgedankens annimmt.

Geeignete Beiträge willkommen

Nachdruck der Originalbeiträge verboten

Schriftleitung: A. Schäfers, Warburg

Nr 23 | 23. März 1938 | 12. Jahrgang



Copyright 1937 by Aufwärts-Verlag, Berlin SW 68

5. Fortsetzung

„Ja — ich — ich bin verlobt. Schon zwei Jahre. Ich verschwieg es vor Ihnen, um — um Ihnen nicht weh zu tun. Heute wollte ich ohnedies davon sprechen, weil ich Sie bitten möchte, einige Stunden täglich meinem kranken Verlobten widmen zu dürfen."

Ritrikoff hatte sich erhoben. Er stand dicht vor ihr.

„Das ist ganz selbstverständlich. Ich wünsche ihm von Herzen gute Besserung."

Katja überkam ein heißes Gefühl. Sie streckte Ritrikoff ihre schlanke, schmale Rechte hin. „Verzeihen Sie mir, bitte!"

„Ich habe Ihnen nichts zu verzeihen — nur zu danken!" Der Fürst beugte sich über die weiße Frauenhand und küßte sie. Er sah Katja in die feuchtschimmernden Augen. Er schlug das Kreuz über sie. „Gute Nacht."

Dann verließ der Fürst das Zimmer.

VIERTES KAPITEL

Starr blickte Wolfgang geradeaus. Er vermied es, Katja anzusehen.

„Ich habe dir nie etwas davon gesagt. Ich habe mich geschämt. Dumm genug. Aber ich war froh, daß du mich nicht gefragt hast. Du spürtest wohl, daß ich nicht darüber sprechen wollte?"

Katja nickte.

„Ja — jeden Abend ging ich in das Café von Maucke. Er hatte es so gut gemeint mit mir. Ich hatte keine Privatstunden mehr, kein Geld mehr, keinerlei Aussichten. Im Rundfunk kümmerte sich keine Menschenseele um mich. Was sollte ich machen?

So hab' ich jeden Abend von acht bis eins im Café Splendid' Klavier gespielt. Aber das kann ich nicht mehr. Auch wenn ich wieder ganz gesund bin — ich kann es nicht mehr! Ich darf es auch Maucke nicht mehr zumuten. Seine Gäste werden froh sein, wenn sie endlich wieder einen Pianisten haben, der mitsingt beim Spielen, der Stimmung macht, der mit den Beinen strampeln und Juchhu rufen kann. Ich kann es nicht ..."

Traurig ließ Wolfgang den Kopf sinken. Er hatte sein Herz erleichtert, aber es war ihm nicht leicht geworden dabei. Er saß am offenen Fenster, eingepackt in viele wollene Decken. Die ersten Strahlen der warmen Märzsonne fielen in das kleine Zimmer. Blaß und abgezehrt starrte er in den lichtarmen Hof hinunter, wo Kinder spielten und Packer eine Kiste aufluden.

Es war das erste Mal, daß er mit Katja über all diese Dinge sprach. Sie hatte wohl gefühlt, daß da etwas auf ihm lastete, worüber er nicht sprechen wollte. Seine Ausreden waren sehr fadenscheinig gewesen, wenn er zu erklären versuchte, warum er abends nie Zeit für sie habe und sie sich — selten genug — nur tagsüber treffen konnten, was für Katja oft nicht ganz leicht war. Vor Wochen wollte sie einmal dieses Thema anschneiden, doch Wolfgang war ihr ängstlich ausgewichen und so hatte sie nicht mehr daran gerührt. Der Zeitpunkt einer Aussprache würde schon kommen, hatte sie sich gedacht, und war nun froh, daß Wolfgang endlich sprach.

Sie saß neben ihm. Still und aufmerksam hörte sie zu. Die Sonne spann Gold um ihr Haar. Ihre Hände tasteten zart und langsam sein Gesicht herunter.

Dann erhob sie sich. Blickte auf das kleine Thermometer am Fenster, maß den Puls des Mannes und sagte, mit unendlicher Zärtlichkeit in der Stimme: „Du mußt jetzt wieder ins Bett, Wolf. Du bist lange genug auf für das erste Mal."

Wolfgang, mit seinen trüben Gedanken beschäftigt, sprach indessen weiter:

„Maucke war da. Er hat mir Kuchen mitgebracht, Wein und Bücher. Er hat sich einen Ersatzmann nehmen müssen, beschwor mich aber, mein Gehalt bis Ende nächsten Monats anzunehmen. Ich konnte es ihm nicht abschlagen."

Plötzlich fuhr Wolfgang hoch. Wie ein Aufschrei drang es aus seinem Herzen.

„Was hätte ich auch machen sollen? Wovon soll ich denn leben? Und wovon lebe ich überhaupt, als von Almosen und Geschenken? Und wenn ich gesund bin, soll

---

ganz Entsetzliches geschah. Aus der Ecke hinter dem Schrank mit den ausgestopften Vögeln ertönte ein Grunzen, ein leises Wimmern und Jammern, und Fräulein Cornichon sah ein Paar glühender Augen langsam auf sich zukommen ...

Sie sprang auf und wollte fliehen, aber das Gespenst versperrte ihr den Weg. Es war ein großartiges Gespenst: auf dem Kopfe trug es einen alten Besen, und das Grunzen und Heulen erklang so dumpf aus seinem Innern, als sei es ein Bauchredner: „Pack deinen Koffer, Schlange, setz den Hut auf und mach, daß du ntorgen in aller Frühe aus dem Hause bist! Und daß du nicht wagst, auch nur ein Wörtchen darüber zu verlieren, was du in dieser Nacht gesehen und gehört hast!" Und während das Gespenst sprach, schlug es bei jedem Wort mit einer Ofenzange auf den Fußboden. Dann blökte es wie ein Schaf, schrie wie ein Käuzchen und verschwand hinter der Tür.

Fräulein Cornichon gehorchte. Denn obgleich ihr die Sprache des Gespenstes fremd war, hatte sie den Sinn der Worte erfaßt. Noch in der Nacht packte sie mit zitternden Händen ihr Köfferchen, setzte sich in Hut und Mantel auf einen Stuhl, Schirm und Reisetasche in den Händen, und erwartete so das erste Morgengrauen. Als das erste fahle Licht ins Zimmer zu dringen begann, bat sie, zur Herrin des Hauses geführt zu werden. Sie erschien vor der verschlafenen und verärgerten Dame, aschfahl, mit starrem, gläsernem Blick und erklärte mit tonloser Stimme, daß sie noch an diesem Morgen abzureisen gedenke. Sie weigerte sich, die Gründe ihres plötzlichen Beschlusses zu nennen, holte ihr Taschentuch hervor und begann zu schluchzen. „Nun, wie Sie wollen!" sagte die Hausherrin schließlich. Und sie befahl, die Pferde anzuspannen. Die Kinderfrau, die der Unterhaltung am Schlüsselloch beigewohnt hatte, sprang zurück, als die Tür sich öffnete und Fräulein Cornichon mit einem leidenden Lächeln auf dem leichtblassen Gesicht an ihr vorüberging.

Es wurde beschlossen, nach diesem mißglückten Versuch vorläufig die Kinder von Maschka betreuen zu lassen und keine Lehrerin ins Haus zu nehmen. Maschka strahlte an diesem Morgen. Sie streichelte die Kinder, verteilte freigebig Zuckerstücke und wiederholte immer von neuem: „Wie die Rosenknospen blühen sie bei mir! Wie die Rosenknospen." Dann setzte sie zur Feier des Tages einen Hut mit einem ausgestopften Kuckuck auf und zog mit den Kindern hinaus, auf einen Spaziergang, bog jedoch gleich hinter der Hausecke den Pfad zum Kutscherhause ein. Dort wurde die unerwartete Abreise der Lehrerin ausgiebig gefeiert, wobei die Kutschersfrau die Kinder mit Hering und Sauerkraut bewirtete. Maschka strich über die Köpfe der Kinder und lächelte stolz. „Auf den Knien solltet ihr mir danken", sagte sie, „denn ich bin es gewesen, die euch und das ganze Haus vor dem Teufel gerettet hat. Aber ein Stück Arbeit ist es gewesen, Schweiß und Nachdenken hat es gekostet — noch jetzt habe ich Kopfschmerzen davon. Aber erschreckt hab ich sie! Und wie eure Gummipuppe, die ich unter der Sohle festgebunden hatte, beim Gehen zu quietschen begann, war es ganz aus mit ihr. War das ein Spaß! Und die Stasia hat sich fast totgelacht hinter dem Schrank, als sie mit dem Bindfaden an der Bettdecke zog. Solange eure Maschka hier herrscht, kommt hier keine noch so gelehrte Lehrerin ins Haus, ich lasse sie nicht über die Schwelle! Mit der Ofenzange werde ich meine Kinder bis zum letzten Blutstropfen verteidigen!" schloß die alte Kinderfrau, steckte sich zwei Stück Zucker in den Mund, und reichte der Kutscherfrau die leere Tasse. „Schenk ein, Täubchen, was ich nach diesem Kampf für einen Durst habe, ist nicht zu sagen!"

Joe und Johannes

Kurzgeschichte von Erwin Sedding

Jahrelang macht man seine Witze über den „Onkel aus Amerika", — eines Tages drahtet er aus Bremerhaven: „Auf der Durchreise nach Wien möchte ich morgen bei Euch zu Mittag essen!"

Böhlers sind in größter Erregung. Seit einem halben Menschenalter lebt der Ausgewanderte drüben. Niemand kennt ihn. Was will er plötzlich in Oesterreich?

Frau Paula entwirft das Programm: festliche Tafel, Elli im Einsegnungskleid. Müller pumpt die Silberbestecke. Vielleicht geht es, daß man von Scheffels ein Aushilfemädchen bekäme?

„Den Teppich, Kurt, könnten wir am Ende auf Abzahlung — —"

Der Ehemann rechnet. Kratzt sich den Kopf, muß ein Kistchen Mosel bestellen, braucht neue Schuhe, ein seidenes Oberhemd. Zählt er die Summe der Unkosten zusammen, hält nur der Trost ihn aufrecht, daß man in jedes gute Geschäft „erst etwas hineinstecken" soll.

Am wenigsten erbaut von alledem ist Elli. Sie kommt aus der Schule, findet ihr Zimmerchen voller Dinge, deren die Eltern sich plötzlich zu schämen scheinen. Sie wird auf gutes Betragen abgerichtet und fühlt: Es ist alles unwahr!

„Hieß der Onkel nicht Johannes?"

„Früher, liebes Kind, früher! Jetzt heißt er Joe!"

Zur entscheidenden Stunde steht sie neben dem Vater auf dem Bahnsteig, einen Blumenstrauß in die Rechte gepreßt und ihre Mutter beneidend, die des Bratens und der Maniküre wegen zu Hause bleiben durfte. Der D-Zug rollt in die Halle, füllt sie mit Lärm, Dampf, Menschen, aber mit keinem Onkel Joe. Das heißt: Onkel Joe ist da; nur Böhlers Augen, die beharrlich an den Polsterklassen und am Mitropawagen entlangsuchen, bemerken ihn erst spät. Beinahe, wie er sie anspricht.

Nun, ein bißchen unbedeutend sieht er aus neben Pa, dessen Mantel der Schneider neu überbügelt hat und der seine Finger in den steifen Nappas nicht recht krumm machen kann. Pa hat am Ausgang einen Mietwagen stehen, aber der Onkel mit dem Spleen der Millionäre meint, zu Fuß laufen sei gesund, und erzählt von der Weite brasilianischer Wälder und dem Tagwerk der Farmer, und so fährt der Wagen allein mit dem Blumenstrauß.

Elli hört dem Onkel zu, sie hat ihn plötzlich gern. Der Amazonenstrom, die kreischenden Affen, die Riesenschmetterlinge — das alles steht so nahe vor ihr, daß sie Pas Gesicht nicht deutlich erkennen kann. Erst später, bei Tisch, als der geehrte Gast für die Gänseleber dankt, weil er sich von Sauermilch, geröstetem Brot und Bananen nähre, fällt ihr auf, daß die Eltern graue und faltige Stirnen haben.

„Ich freue mich, euch in diesem Wohlstand zu sehen!" sagt der Onkel. „Was mich betrifft, so habe ich arg schuften und sparen müssen, besonders in eurem Alter! Na, nun will im meine Tage beenden, wo sie einst anfingen: in der lieben Steiermark!"

Böhlers sind immer mehr verstummt, so daß Elli nach dem Essen Gelegenheit findet, ihre Geige auszupacken. Sie steht am Fenster, sie spielt einen alten Ländler, die späte Sonne überstreut ihr Mädchenhaar mit Bronze. Der Onkel hat sich zurückgelehnt. Er schließt die Augen. Nach einer Stunde wie dieser hat er sich lange gesehnt: Jugend, Geigenklang, Heimat! —

„Wo nimmst du Unterricht, Elli?"

„Nirgends mehr!" knurrte Pa. „Hat genug gekostet, die Klimperei!"

Es ist wenig gemütlich zwischen den vieren, — trotz des Müllerschen Tafelgeschirrs. Kurt Böhler und seine Frau haben zu sehr auf einen Operettenonkel gerechnet. Sie können ihm nicht verzeihen, daß ihre Aufwendungen nutzlos waren. Sie drücken sich sogar darum, den Gast zur Bahn zurückzubringen.

Elli tut es an ihrer Statt.

„Ich bin natürlich nicht mit leeren Händen zu euch gekommen", sagt jener, als sie auf der Straße sind, „aber in einem bunten Leben lernt man auch dies: dem Richtigen das Richtige zu bringen! Deine Eltern haben scheinbar zu kämpfen — wohlhabende Leute pflegen ihre wirtschaftliche Sorglosigkeit weniger zu betonen —, immerhin: dir geht es noch schlechter, denn du hast eine Geige und darfst nicht spielen! Paß auf: bis zum Abgang des Zuges bleibt uns eine halbe Stunde, — führe mich jetzt zu deinem Lehrer! Ich will ihn fragen, ob er dich wieder unterrichten mag."

Ach, Elli ist nicht bange darum, was der Lehrer antworten wird. Aber da sie unten steht und wartet, fühlt sie doch, wie sich in diesen Minuten ein Schicksal vollzieht. Nur daß sie viele Jahre über den Tod des Onkels hinaus aus seinen Mitteln fortstudieren darf, das begreift sie auch später nie so ganz; es sei denn, daß ihr aus der kindlichen Alpenmelodie, eine Ahnung aufklingt, was jene Töne für den Mann bedeuteten, den sie den Joe nannten, obgleich er in seinem Herzen immer ein Johannes war!

ich zum Fürsorgeamt gehen? Und soll ich wieder herumlaufen und meine Werke feilbieten wie Rasierseife oder Hosenknöpfe? Ach, ich hab's so satt — so satt — ein Sprung hier vom Fenster auf den Hof hinunter — und es hätt' ein Ende — dieses ganz sinnlose und überflüssige Leben ..."

„Das hast du auch vor einem Jahr gesagt. Weißt du's nicht mehr, Wolfgang?" Katjas Stimme war ruhig und fest. „Und dann haben sie deine Lieder genommen — die beiden Zyklen — sie sind gedruckt und verkauft worden ... Im Rundfunk wurden sie gespielt und ins Ausland sind sie versandt worden. Damals warst du auch innerlich ganz gebrochen, und als der Erfolg deiner Lieder einsetzte, hast du neuen Mut gefaßt, hast zwei neue Symphonien geschrieben, und wer weiß, ob nicht wieder eines Tages ganz plötzlich ..."

„Kein Hund kümmert sich darum!" Wolfgang war erregt herumgefahren und deutete auf den kleinen, notenbedeckten Tisch, der in einer Ecke stand. „Da, da liegen sie haufenweise — meine unsterblichen Werke! Klavier- und Violinkonzerte, Kammermusiken, Chorwerke — der ganze Plunder ist Makulatur!"

„Wie kannst du das sagen!" unterbrach ihn Katja erregt. „Woher willst du wissen, daß nicht plötzlich ..."

„Woher ich das weiß? Nun, ich will es dir verraten. Ich hab's bis jetzt mit mir herumgetragen — aber du kannst es ja erfahren: Ich war im vorigen Monat bei Stelzer vom Harmonia-Verlag. Du weißt, der damals meine Lieder verlegt hat. Natürlich hatte er großes Interesse für meine Arbeiten. Hab' die erste Symphonie vorgespielt, und dann wieder und wieder vorgespielt. Immer neue Gesichter wurden hinzugezogen. Schließlich hieß es, daß das ja alles außerordentlich sei — aber die hohen Druckkosten! Momentan ginge es eben nicht. Wenn später vielleicht einmal ... Oder ob es mir möglich sei, mich an den Druckkosten zu beteiligen! Ich und mich an Kosten beteiligen! Dabei würde ich es tun, wenn ich Geld hätte. Das wäre keine Schande. Aber ich hab' doch keins. Es ist aussichtslos für mich. Jeder Weg versperrt. Sinnlos — zwecklos — ich kann nicht mehr — ich will nicht mehr — ich hab' es satt — satt!"

Abgerissen, vulkanartig hatte er diese Worte hervorgestoßen. Ein leiser, aber heftiger Husten war die Folge. Dann wurde es ganz still in der kleinen Stube da oben. Katja hatte Wolfgangs linke Hand in ihrem Schoß und streichelte langsam und zärtlich den zitternden Handrücken. Ein Entschluß war fest geworden in ihr. Seit Wochen, ja Monaten trug sie sich damit herum. Heute wollte sie handeln. Aber Vorsicht war geboten! Größte Vorsicht! Sonst zerbrach alles an der Empfindlichkeit Wolfgangs.

Eine Weile ließ sie die furchtbare Erregung Wolfgangs abebben. Dann fragte sie wie nebenbei: „Harmonia-Verlag, ist das da in dem weißen Haus am Kurfürstendamm? Da nach Halensee 'runter?"

Wolfgang nickte.

Und damit kein Verdacht in ihm wach werde, fügte sie hinzu: „Vielleicht denkt man dort morgen oder übermorgen schon anders. Wie schnell ändert sich oft ..."

Wolfgang machte eine abwehrende Bewegung von so unendlicher Hoffnungslosigkeit, daß es Katja ins Herz schnitt.

„Komm, du mußt nun ins Bett", sagte sie dann leise.

Taumelnd vor Schwäche, sank Wolfgang ins Bett. Katja sah heimlich auf ihre Armbanduhr. Es war fünf. Vor sieben brauchte sie nicht in Dahlem zu sein. Sie konnte also noch hingehen.

„Wenn ich dich nicht hätte, Katja." Gequält kam die Stimme vom Bett her. Katja setzte sich zu dem Kranken. „Dein Glaube hat mich aufrecht erhalten. Die ganzen Jahre hindurch. Und ich, was hab' ich gemacht? Redensarten und blödsinnige Hoffnungen auf die Zukunft — und gequält hab' ich dich mit ewigen Selbstvorwürfen und Anklagen — den einzigen Waffen der Erfolglosen. Ach, Katja ..."

Katja fuhr ihm über die Augen. „Versuch jetzt zu schlafen, Wolfi .... Morgen sieht alles anders aus."

„Ach, morgen ...", murmelte er und dachte an die Stunden, in denen er Katja auf dem gebrechlichen Klavier da drüben, das zymbalartig die kümmerlichen Töne in den Raum schickte, seine Werke vorgespielt hatte. Das waren die einzigen Lichtpunkte der letzten Jahre gewesen und damit sollte es auch ein Ende haben, denn er konnte nichts mehr schaffen. Er fühlte das. Wär' ich doch krepiert, dachte er. Aber der Tod war nur bei ihm zu Gast gewesen. Er hatte sich im Türrahmen gezeigt, dann war er gegangen und hatte ihn liegenlassen.

Und eine tiefe, schwere Müdigkeit überkam ihn. Die rauschende Schlußpassage seiner ersten Symphonie vermeinte er noch zu hören, dann schlief er ein. Tief und fest.

Sie war froh, daß er schlief und sie sich auf den Weg machen konnte. Nicht, daß er etwa gefragt hätte, warum sie schon oder wohin sie gehen wolle. Er hatte ihr Kommen immer wie ein Geschenk genommen und sich in ihr Fortgehen geschickt wie in etwas Unvermeidliches. Ohne sie je viel zu fragen.

So kam es, daß Wolfgang nur wenig von Katjas Wirken in Dahlem wußte. Daß sie eben eine gutbezahlte Stelle als Krankenpflegerin ausfüllte bei einem einsamen, älteren Manne, dem sorgfältigste Ueberwachung seiner Diät not tat, dem sie häufig vorlesen, dessen Haushalt sie führen und dem sie bei seinen schweren und schmerzhaften Anfällen beistehen mußte; daß sie für ihn alle Wege in die Stadt machte, da er nur selten den Fuß außerhalb seines Parkes setzte, Briefe für ihn schrieb und eben um ihn war, wie man um einen alten, griesgrämigen und kranken Sonderling sein mußte.

So dachte es sich Wolfgang, und Katja ließ ihn dabei. So ähnlich war es ja auch. Sie versah ihre Arbeit bei Ritrikoff, deren größter Segen für ihn, Ritrikoff, war, daß Katja überhaupt da war, um ihn war. Im übrigen aber standen Ritrikoff und sie förmlich miteinander, mit jener gewissen gesellschaftlichen Distanz, die allein schon eine Uebereinkommenheit der östlichen Konvention bildete. Keiner drang in das Seelenleben des andern, wenn es auch dem fraulichen Instinkt Katjas nicht verborgen blieb, daß in Ritrikoffs Herzen ein Funke glimmte, ein Funke, der in der gestrigen Nacht beinahe zum Brand geworden wäre. Deshalb hatte sie vor Ritrikoff von Wolfgang und vor Wolfgang von Ritrikoff geschwiegen. Das einsame Haus in Dahlem und das einsame Zimmerchen hier oben waren zwei getrennte Welten. Die eine hatte mit der andern nichts zu tun. Sie zogen ihre Bahn, jeder für sich — und hatten als einzigen Schnittpunkt nur sie — Katja. Und hatten als einzige Sonne, um die sie kreisten, wiederum nur sie — Katja!

Die Leute in der Untergrundbahn saßen meist griesgrämig und gelangweilt herum, oder sie vertieften sich, eng gepfercht, in ihre Zeitungen. Als Katja das Abteil betrat, lockerten sich die Mienen der Mitfahrenden; die Herren blickten über die Tagesneuigkeiter hinweg nach der Frau auf, die mit leichtem, federndem Gang unbekümmert durch das dichte Spalier der Zeitungsleser den schmalen Gang entlang einem Platz zustrebte, von dem — eine große Seltenheit — ein Mann aufgestanden war und ihn ihr angeboten hatte. Er wurde mit einem Lächeln belohnt; und er wird es beglückt mit nach Hause nehmen und hüten wie ein seltenes, köstliches Geheimnis.

Katja lehnte in ihrer Ecke. Mit versonnenem, glücklichem Gesicht. Seit langem hatte sie regelmäßig von ihrem Gehalt etwas zurückgelegt, in dem dunklen Gefühl, daß sie damit irgendwann und irgendwie einmal für Wolfgang etwas tun könne. Es war ihr bis heute unklar gewesen, in welcher Form ihr das einmal möglich sein sollte. Schuld daran trug Wolfgangs Ueberempfindlichkeit allen Geschenken gegenüber. Mochte es kommen von wem es immer wollte. Es war ihr eine solche Freude, schenken zu können, und wie vorsichtig mußte sie dabei sein. Sie konnte nur klug eine glückliche Stunde nützen, wollte sie Wolfgang mit den Kleinigkeiten, die sie ihm so gern angeschleppt brachte, erfreuen und nicht verletzen.

Doch diesmal handelte es sich nicht mehr um eine Kleinigkeit. Sie wollte den Verlag veranlassen, Wolfgangs erste Symphonie anzukaufen, zu drucken und für eine Aufführung das gesamte Material herzustellen. Die Kosten würde sie tragen und den Verlag zu strengstem Stillschweigen verpflichten.

Eine so einfache und naheliegende Sache! Daß sie nicht schon früher darauf gekommen war! Ein Glück, daß das Gespräch mit Wolfgang sie heute nachmittag zu diesem Entschluß gebracht hatte. Der Ankauf der Symphonie würde ihm neuen Mut geben; im neuen Auftrieb würde er Neues schaffen — und endlich hatte er dann etwas Geld — und gleich würde ihm das Leben nicht mehr so trüb erscheinen.

Mit diesem Verlagsdirektor Stelzer wollte sie frei von der Leber weg reden. Wolfgang hatte immer gut von ihm gesprochen. Der hatte auch schließlich damals seine Lieder angenommen und würde zweifelsohne Verständnis für die Situation haben.

Als sie diesem Manne gegenüber saß vor dem großen Schreibtisch, auf dem sich Noten, Klavierauszüge und Musikalben häuften, plauderten sie zunächst ein wenig. Stelzer erkundigte sich über Wolfgangs Gesundheitszustand und dann konnte Katja auf den Zweck ihres Besuches zu sprechen kommen.

Der Direktor hatte einen Zettel vor sich liegen. Er rechnete und rechnete. Er war ein freundlicher, alter Herr mit goldener Brille und ruhiger, angenehmer Stimme.

Wenn er doch endlich zu rechnen aufhören wollte!, dachte Katja. Als sie aber die Endsumme hörte, erschrak sie gewaltig.

„Sehen Sie, gnädiges Fräulein, für einen Musikverlag sind es immer gewagte Geldinvestitionen, ein umfangreiches Musikwerk herzustellen. Ist es eine Oper und schlägt sie ein, geht es. Wenn auch da nur auf längere Sicht. Sind es Chansons oder süßliche, etwas sentimentale Lieder, die vielleicht Aussicht haben, auf Platten zu kommen, oder Lieder, die sich innig und innig volksliedhaft gebärden, und wenn es der größte Mist ist, besteht kaum ein Risiko. Bei Kammermusik wiederum liegt der Fall schon recht schwierig, und nun bedenken Sie gar eine Symphonie! Allein die Materialherstellung, Partituren, Klavierauszüge, Stimmen. Sie brauchen ja von allem mehrere Exemplare zum Versenden. In geschäftlicher Beziehung augenblicklich recht aussichtslos. Ein Buch, ja, das ist leicht gedruckt. Kann billig sein, kann gut und doch aktuell sein. Geht an die Leihbüchereien. Aber Musik ..."

„Sechs- bis siebentausend Mark?" wiederholte sie. „Soviel hab' ich bei weitem nicht." Ihre schönen Träume waren mit einem Male zerronnen. Es legte sich ihr wie Blei aufs Herz. Schüchtern wandte sie ein, daß man doch vor einem Jahr Wormanns Lieder ...

„Ja, gnädiges Fräulein, das war auch für den Verlag weiter kein Risiko", sagte Stelzer mit seiner ruhigen Stimme, während er noch einmal seine Zahlenkolonnen genau ansah. „Wenn es auch für uns kein großes Geschäft ist, so gehen diese Lieder doch dank ihrer Volkstümlichkeit der breiten Masse leichter ins Ohr. Und damit muß der Verlag rechnen. Die Masse macht's hier wie überall. Aber eine Symphonie! Ich bitte Sie!"

Er bot Katja eine Zigarette, gab ihr Feuer und lehnte sich in seinen Stuhl zurück.

(Fortsetzung folgt)

Maschka greift ein

Eine heitere Geschichte aus dem alten Polen. Von Andre Baron Foelckersam

„Jedes Gräschen, jede Blume, jedes Tierchen hat seinen Namenstag, genau so wie jeder Mensch, nur die Lehrerinnen haben keinen, des Teufels Schwiegertöchter sind sie!" sagte Maschka, die alte Kinderfrau, während sie — anstatt wie es befohlen war, spazieren zu gehen und frische Luft zu schöpfen —, mit den Kindern in der Stube der Kutscherfrau saß und heißen Tee mit Himbeersaft schlürfte. „Heute", fuhr die Kinderfrau böse fort, „heute stehe ich zufällig hinter der Eßzimmertür und höre, wie euer Großmamachen beim Morgenkaffee zu Tante Ludmilla sagt: ‚Maschka', sagt sie, ‚ist nun zu alt und zu klapprig, um länger auf die Kinder aufzupassen, auch kann sie weder schreiben noch lesen. Heute abend kommt die neue Erzieherin aus dem Auslande.' Nun, bin ich euch zu alt und zu dumm, Kinderchen, laßt euch eine Lehrerin aus dem Auslande kommen, und werdet selig mit ihr! Oh, ich kenne diese Lehrerinnen! Sofort beginnen sie mit den Augen nach rechts und links zu klimpern, die Männerwelt zu betören, schon am nächsten abend beginnt das Gesenfze in der Fliederlaube. Ja, ihr werdet noch allerhand Freude mit eurer Lehrerin erleben! Denkt an meine Worte zurück!" Mit einem Seitenblick überzeugte sich die Alte über die Wirkung ihrer Rede, und sie war zufrieden. Die Kinder saßen auf dem hohen Bett der Kutscherfrau und heulten vor Mitleid, Angst, und weil sie den Zorn der alten Maschka nicht verstanden.

„Ich kenne mich in diesen Lehrerinnen aus", fuhr die Kinderfrau fort, „stolz sind sie wie Adler und falsch wie Schlangen, und verstellen können sie sich, daß es schon nicht mehr schön ist. Könnte man ihnen aber das Herz aufschneiden, zusammenschaudern würde man vor so viel Bosheit und Falschheit. Ich schweige schon lieber. Wozu sich unnütz die Zunge verbrennen! — So, gieß noch ein wenig Tee ein, Marsa, sonderbar, wie einem die Kehle plötzlich so heiser geworden ist. Und", wandte sich Maschka an die Kinder, die stumm und mit weitaufgerissenen Augen dasaßen, „wenn ihr eurer Großmama erzählt, daß wir hier gewesen sind, gibt es nie mehr ein Stück Zucker vor dem Schlafengehen, und die Tür mache ich abends zu und lasse nicht die allerwinzigste Ritze. Und jetzt kommt, hurtig, hurtig!"

Nachdem Fräulein Cornichon, die Lehrerin, sich noch am späten Abend der Hausherrin vorgestellt hatte, wurde sie von Maschka in ihr Zimmer geführt. Sie kam sich sehr verlassen und einsam vor. Das spöttische Gesicht der alten Maschka, die ihr eine gute und geruhsame Nacht gewünscht hatte, hatte in ihr das Gefühl von etwas Unheimlichem, Drohendem erweckt. Und nun sah sie sich in einem dunklen, mit Samtvorhängen ausgestatteten Zimmer, in dem ausgestopfte Vögel an den Wänden und auf dem Schrank sie mit ihren gelbleuchtenden Augen betrachteten. Fräulein Cornichon entkleidete sich hastig und schlüpfte ins Bett. Sie lag lange im Dunkeln wach und zuckte bei dem leisesten Geräusch zusammen.

Währenddessen saß die alte Maschka in der Küche, stützte den Kopf in die Hände und dachte und dachte ... Ab und zu hämmerte sie mit der Faust auf den Tisch und murmelte: „Du oder ich, ich oder du! War ich nicht zwanzig Jahre lang hier Herr im Hause? Hat die Alte nicht alles getan, wie ich es wollte? Und das soll nun auf immer vorbei sein?" Die anderen wagten kaum zu sprechen, aus Maschkas Augen schossen Blitze, sie spielte gedankenvoll mit einem langen Küchenmesser und nahm ab und zu einen ordentlichen Schluck aus einer Flasche, die vor ihr stand. Als alles im Hause endlich schlafen gegangen war, saß Maschka noch immer in der Küche, in tiefes Nachdenken versunken. „Warte", flüsterte sie, „warte, Satans Schwiegertochter!" ...

Mitten in tiefster Nacht weckte ein sonderbares Geräusch Fräulein Cornichon aus wirren Träumen. Sie hatte plötzlich das deutliche Gefühl, daß sie nicht allein im Zimmer sei. Sie versuchte, es für Einbildung zu halten, aber es war unmöglich. Das Scharren und Stöhnen, das aus einer Ecke des Zimmers kam, war Wirklichkeit. Fräulein Cornichon begann am ganzen Körper zu zittern, während sie auf dem Nachttisch vergeblich nach Streichhölzern suchte. Dabei bemerkte sie zu ihrem Grauen, wie ihre Bettdecke zuerst langsam, dann immer schneller vom Bett glitt und trotz aller Anstrengung nicht zu halten war. Fräulein Cornichon hatte oft mit wohligem Gruseln Spukgeschichten gelesen, aber sie wußte genau, daß beim Anblick eines wirklichen Gespenstes ihr Herz stillstehen würde. Sie hatte sich gerade entschlossen, in Ohnmacht zu fallen, als plötzlich etwas